

Gewissenserforschungen, dem Rosenkranze und den Besuchungen des Allerheiligsten.

Alles leistete sein Geist mit einem Werkzeuge, das dazu ungeeignet erscheinen mußte. Sein Körper war überraschend unansehnlich, klein und schwach. Manch einer, der sich auf eine Begegnung mit dem großen Moralisten gefreut, fand seine Erwartung schwer enttäuscht, wenn man ihn mit der Bemerkung: „Das ist P. Lehmkühn!“ vor den kleinen Vater stellte.

Wenn aber an diesem Organismus alles zurückgeblieben schien, wenn namentlich sein Magen nur durch strenge Diät und einen täglichen ein- bis zweistündigen Spaziergang zur notwendigen Arbeitsleistung gebracht werden konnte: die Denkforgane und das Herz waren kerngesund. Nervöse Kopfschmerzen und die damit verbundene Schlaflosigkeit kannte er nur vom Hörensagen.

In den letzten Jahren drückte ihn am meisten die zunehmende Schwerhörigkeit. An gemeinsamer Unterhaltung vermochte er kaum mehr Anteil zu nehmen. Im Privatgespräch, das er gerne über Moralfragen, über Erlebnisse aus seiner langen Erfahrung, über bedeutende Persönlichkeiten kirchlichen und weltlichen Standes, mit denen er in Beziehung getreten war, führte, fand er sich leichter zurecht.

Zu Beginn dieses Jahres mehrten sich die Zeichen der Altersschwäche. Der Sinn zur Abschätzung der Tageszeit verlor sich fast ganz. Wenn er nachmittags nach einem Schläfchen erwachte, meinte er immer, es sei wieder ein neuer Tag angebrochen und so machte er sich dann an die gewohnte Betrachtung und wollte nachher celebrieren und es hielt sehr schwer, ihn von seinem Irrtum zu überzeugen. Am 19. Februar wurde ihm auf seinen Wunsch hin die heilige Krankenölung erteilt. Noch vermochte er einige Wochen lang die heilige Messe zu lesen, bis ihn die Schwäche zwang, auch dieses, sein Liebstes, zu opfern. Der langsam fortschreitende Kräftezerfall führte dann die Auflösung herbei. R. I. P.

Apostelbilder.

Von P. Aug. Rösler C. Ss. R. in Breslau-Grüneiche.

4. Die Apostelfürsten.

„Mir ist das Evangelium der Vorhaut anvertraut wie dem Petrus das der Beschneidung“ (Gal. 2, 7). Mit diesem Worte teilt Paulus, der Weltapostel, sozusagen den Erdbreis samt seinen Völkern zwischen sich und Petrus, als wären die übrigen Apostel nicht vorhanden. Jeder Zweifel an der apostolischen Vollmacht jedes einzelnen der Zwölfboten ist selbstverständlich ausgeschlossen;

wohl aber fordert die eigenthümliche, von Christus dem Herrn selbst herbeigeführte Vorzugsstellung der beiden Apostelfürsten die aufmerksamste Beachtung.

Feierlich wird Petrus als der Erste im Apostelkollegium ausgerufen. Während des Apostelnoviziates wird ihm beständig eine besondere Sorge seitens des göttlichen Meisters zugewendet, der gemäß er schon in dieser Vorbereitungszeit ein über das andere Mal die Führerrolle im Apostelkollegium übernimmt. Nach seiner Bekehrung und nach der Geistestaupe am Pfingstfeste steht er sofort als der bestellte Hirte der Herde Christi vor der Welt. Die sonnenklaren Beweisstellen hiefür aus den neutestamentlichen Urkunden sind unzähligemal im apologetischen und dogmatischen Interesse zu einem Gesamtbilde vereinigt worden.¹⁾ Ohne Uebertreibung darf man die Sünde gegen den Heiligen Geist in dem Widerstreben gegen eine solche Bezeugung des petriniſchen Primates sehen.

Sein „teuerster Bruder“ (II Petr. 3, 15) Paulus wird dagegen als der letzte Apostel von Christus unmittelbar berufen, nachdem die Gründung der Kirche schon vollendet ist. „Ich bin der Geringste unter den Aposteln und nicht wert, Apostel zu heißen“, betont er selbst in dem demüthigen Bekenntnis seiner einstigen Verblendung. (I Kor. 15, 8. 9.) Und doch reicht dieser Letzte jenem Ersten die apostolische Bruderhand derart zum Bunde, daß von der Urkirche an bis zur Gegenwart in diesen beiden Apostelfürsten das ganze Kollegium vertreten ist. Die Acta apostolorum könnten inhaltlich und der Form nach als Acta Petri et Pauli bezeichnet werden. Derselbe Heilige Geist, der St. Lukas begeistert hat, gerade eine solche petropaulinische Apostelgeschichte zu schreiben, hat in der Folge die katholische Kirche angeleitet, in ihrer Liturgie fast nie den einen Apostel ohne den andern zu nennen. Wird ein Petrusfest gefeiert, so muß Paulus festlich erwähnt werden und umgekehrt. Ueber keinem Apostelgrabe erheben sich solche Baudenkmale wie über den Reliquien der beiden Apostelfürsten im ewigen Rom. Was der heilige Johannes Chrysostomus deshalb zum Ruhme Roms gesprochen hat, gilt heute noch und wird bis zur Wiederkunft des Herrn seine Geltung behalten.

¹⁾ Vgl. Gundhausen, Die beiden Pontificalschreiben des Apostelfürsten Petrus. I. 5. f. Mainz 1873

Bei dieser engen Zusammengehörigkeit der Apostelfürsten kommt nun alles darauf an, auch den Unterschied beider und ihr gegenseitiges Verhältnis richtig zu erfassen. Die rationalistische Schrifterklärung außerhalb der Kirche hat mit dem unnützen Aufwand einer glänzenden Gelehrsamkeit nur die sonderbarsten Hypothesen diesbezüglich zutage fördern können. Im Geiste der Verneinung konnte sie sich nur einen künstlichen Gegensatz zwischen petrinischem und paulinischem Christentum konstruieren und sich einreden, die Urkirche sei ganz von diesem Gegensatz beherrscht gewesen. Wie viel leeres Stroh ist in der alten Tübinger Schule in dieser Beziehung gedroschen worden! Alle diese Vermutungen fallen wie Luftschlösser vor dem einen Satze des Weltapostels zusammen: „Der, welcher bei Petrus wirksam ist für das Apostolat der Beschneidung, wirkt auch bei mir für die Heiden.“ (Gal. 2, 11.) In diesem Satze ist auch das richtige Verhältnis der beiden großen Herolde des Christentums zueinander und zur ganzen Kirche angedeutet. Nicht im Gegensatze stehen sie zueinander, noch auch treten sie vollkommen gleichberechtigt nebeneinander, sondern sie ergänzen sich notwendig unter Wahrung der auf Petrus allein begründeten Einheit der Kirche.

Die Offenbarungsurkunden von der Genesis bis zur Apokalypse kennen eigentlich nur zwei Völker, die Juden und die Heiden. Zur Herbeiführung der Welterlösung wird das Judentum auserwählt, damit aus ihm der Erlöser als Davidssohn hervorgehe und das internationale Gottesreich der Weltkirche unter den Völkern gründe. „Salus ex Judaeis.“ (Jo. 4, 22.) Wird nun die Erde, auf der Christus sein unvergängliches Reich begründete, mit einem Kreise verglichen, so muß auch dieser Kreis ein Zentrum und eine Peripherie haben. Das Zentrum allein ohne Peripherie ist so wenig ein Kreis, wie die Peripherie ohne ein Zentrum entstehen und bestehen kann. Naturgemäß geht aber das Zentrum beherrschend der Kreislinie voraus. Erst muß der feste Punkt da sein, in dem die eine Zirkelspitze eingesetzt werden kann, ehe der Umkreis mit der anderen Spitze beschrieben wird. So hat Christus für seine eine, heilige, katholische und apostolische Weltkirche dem Orte und der Person nach einen festen Mittelpunkt auserkoren. Durch die Auserwählung des Judentums zum Zentrum der Völker war derselbe vorbereitet. Jerusalem, die heilige Sionstadt, war zum Mittelpunkt des neutestamentlichen

Gottesreiches ausersehen. Daher nahm der Herr selbst aus Abrahams Volke Fleisch an, beschränkte seine Tätigkeit auf das Judenland und wählte aus dem Judentum die Apostel, aus den Aposteln aber Petrus den Judenapostel zum zentralen Felsenfundamente der Kirche und des Glaubens. Durch seinen Unglauben verwirkte Israel die seiner Hauptstadt Jerusalem zuge dachte hohe Ehre. Die Ersten wurden die Letzten, und die ursprünglich Letzten, die Heiden, wurden die Ersten, indem Petrus nach Rom übersiedelte und so die Hauptstadt der heidnischen Welt zum Zentrum des Gottesreiches machte. Seitdem weist das unumstößliche Wort des heiligen Ambrosius: „Ubi Petrus ibi ecclesia“ auf Rom hin; seitdem erfüllt sich an dem siebenhügeligen neutestamentlichen Sion die Weissagung: „Et erit in novissimis diebus praeparatus mons domus Domini in vertice montium et elevabitur super colles et fluent ad eum omnes gentes. Et ibunt populi multi et dicent: Venite et ascendamus ad montem Domini et ad domum Dei Jacob et docebit nos vias suas, quia de Sion exhibit lex et verbum Domini de Jerusalem.“ (Jf. 2, 2. 3.) Der Mund der ewigen Wahrheit redet seit der Himmelfahrt selbst nicht mehr hörbar, aber er macht die Erklärung seiner Worte durch Petrus kund, der in jedem Papste den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens bildet.

Aus dem Bewußtsein seines Charakters als Grundstein der Kirche und seiner innigsten Lebensverbindung mit Christus dem Urfelsen des Heiles heraus hat Petrus selbst das klassische Bild der Kirche in den Worten gezeichnet: „Hinzutretend zu dem Herrn als dem lebendigen Steine, der von den Menschen zwar verworfen, bei Gott aber auserwählt und in Ehren ist, werdet auch ihr als lebendige Steine erbaut, ein geistlicher Bau zu einem heiligen Priestertum, um darzubringen geistliche Opfer, Gott wohlgefällig durch Jesus Christus.“ (I Petr. 2, 4. 5.) In feierlichem Bekenntnis hatte Petrus seinen Herrn und Meister als den Sohn des lebendigen Gottes bezeugt, ehe er dafür von Christus zum Felsen ausgerufen wurde, auf dem die Kirche für alle Zeit erbaut werden sollte. (Mt. 16, 17 f.) In der lebhaften Erinnerung daran bezeichnet nun der Felsenmann den Heiland als den „lebendigen Stein“. Wer Petrus und das Papsttum aus diesem Bau ausschalten will, macht Christus zur toten Erinnerung und löst den lebendigen Zusammenhang der Gläubigen mit Christus und untereinander auf. Die verzweifeltsten Versuche der letzten Jahre,

unter dem Mißbrauch der Textkritik die berühmte Matthäusstelle (16, 17—19) zu beseitigen, können nur ihre Unternehmer zum mindesten in wissenschaftlicher Hinsicht in Verruf bringen. Um so glänzender heben sich von solchen tiefen Schatten die lichtvollen Worte ab, womit der deutsche Chrysostomus, Bischof Eberhard, in seiner Predigt auf das Fest der Apostelfürsten 1868 die Bestimmung des galiläischen Fischers Petri zum Felsen der Kirche homiletisch erklärt hat: „Petrus ist das Fundament. Es gibt am weiterschichtigsten Gebäude keinen Stein, der nicht mit dem Fundamente verbunden ist. Wie viele Steine auch zwischen ihm und dem Fundamente aufgesetzt sein mögen, schließlich ruht jeder doch auf dem Fundamente und wenn das Fundament vernichtet wäre, so würden die anderen Steine ihn nicht stützen können. Ohne Fundament kann man sich einen Wolkenpalast phantazieren; aber auf dieser wirklichen Erde gibt es ohne Fundament nur Ruinen.“¹⁾

So steht der unsterbliche Petrus vor der Welt und ist mindestens ebenso wie sein welterobernder Mitbruder Paulus genötigt, dessen Wort auf sich anzuwenden: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin.“ (I Kor. 15, 10.) Wahrlich, geboren war der Apostelfürst nicht als Felsenmann. All die vielen Betrachtungen, die hierüber schon angestellt worden sind, vermögen die Umwandlung nicht erschöpfend zu erklären, die aus dem leicht beweglichen sanguinischen Simon Bar Jona den unerschütterlichen Repha machte, ohne ihm den natürlichen edlen und gütigen Grundzug seines Wesens zu nehmen. „Welch ein Unterschied zwischen Petrus, der im Vorhof des Hohenpriesters unter Eiden und Beteuerungen dreimal seinen Herrn und Meister schmachvoll verleugnet und zwischen Petrus, der am See Tiberias voll der tiefsten Innerlichkeit und zerknirscht von heiliger Wehmut das dreimalige Bekenntnis der Liebe zu seinem Herrn ablegt.“ Jetzt ist er wirklich der Felsenmann und zugleich der Stellvertreter des sanftmütigen, geduldigen, guten Hirten; nachdem aber die Feuertaupe des Pfingstfestes das Werk der Gnade vollendet hat, offenbart er überall harmonisch diesen Doppelzug seines Charakters. „Petrus steht nun vor uns als der Mann des lebendigsten Glaubens, der unerschütterlichsten Hoffnung, der innigsten Gottes- und Menschenliebe, voll Hoheit und Würde und zugleich voll der tiefsten Demut, voll majestätischen Eifers wider Unrecht und Un-

¹⁾ Kanzelvorträge, herausgegeben von Ditscheid. V. 57. Trier 1879.

wahrheit, wider Lüge und Sünde und dabei zugleich voll der liebevollsten Teilnahme für alles geistige und leibliche Leid seiner Mitmenschen, voll Friede und Freude dagegen im eigenen Leid, ganz durchdrungen vom Eifer für die Verherrlichung Jesu Christi und für das Heil der durch Christi kostbares Blut erlösten Seelen, ganz erfüllt von der einen großen Wahrheit, daß in keinem anderen Namen den Menschen Heil gegeben ist, als allein im Namen Jesu des Gekreuzigten und von den Toten Auferstandenen.“¹⁾ So stellt er sich dem Leser seiner kostbaren beiden Briefe immer deutlicher dar, je öfter dieser in ihre warme Gedankentiefe hinabsteigt. Von hoher Warte schaut er auf die unter ihm liegende Welt und ihre Eitelkeit nicht ohne eine Regung des Mitleides hinab, „denn alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Herrlichkeit wie des Grasses Blume. Verwelkt ist das Gras und seine Blume abgefallen“. Sofort aber preist er, fern von jedem sentimentalen Friedhofspessimismus die unvergängliche grüne Hochebene des Christentums, auf der er selbst lebt und die er seiner Herde zur Weide anbietet, indem er fortfährt: „Das Wort des Herrn aber bleibt in Ewigkeit, und dies ist das Wort, das unter euch verkündet worden ist.“ (I Petr. 1, 24. 25.) So wird Petrus als „der Mann der Wahrheit, der Mann der Tat, der Mann des Lebens“ in seiner gnadenvoll verklärten Persönlichkeit ein hehres Bild der Kirche selbst, wie sie seit seinen Tagen durch die Welt und durch die Jahrhunderte dahingeht. Die Historiker, welche die römische Kirche mit dem Lehrstuhle Petri ohne Rücksicht auf diese göttliche Gnadenkraft rein natürlich erklären wollen, quälen sich daher mit einer Sisyphusarbeit ab. Unbegriffen und unbegreiflich für sie steht Petrus als Mittelpunkt der Welt- und Kirchengeschichte da bis zur Wiederkunft dessen, der ihn als Felsenfundament der Kirche hingestellt hat.

Bedeutet Petrus das Zentrum der Kirche und des Glaubens, so stellt Paulus, „der unermüdblichste apostolische Wanderer, der Fürst der Wanderungen, der Repräsentant der Kirchengemeinden des Erdfreies und der Hirten der Ferne“,²⁾ die Peripherie des Glaubensreiches dar. „Deus“, so betet die Kirche am Feste seiner Befehung, „qui universum mundum beati Pauli apostoli praedicatione docuisti.“ Wer zählt die Völker, zu denen der „doctor gentium“ das Evangelium getragen hat und noch tragen wollte? Lebte er heute

¹⁾ Hundhausen a. a. O. I. 43. — ²⁾ Eberhard a. a. O. S. 57.

noch, er würde auch heute noch als Heidenapostel wirken. „Ich habe mehr als jene (die übrigen Apostel) gearbeitet“, durfte er ohne Uebertreibung schreiben; „doch nicht ich, sondern die Gnade mit mir.“ (I Kor. 15, 10.) Weit entfernt jedoch, sich in einen Gegensatz zu ihnen zu stellen, betont er an derselben Stelle seine volle Uebereinstimmung: „Sive enim ego, sive illi: sic praedicamus et sic credidistis.“ Die alles weise ordnende Gnade der Vorsehung hat es nun gefügt, daß Paulus mit seiner apostolischen Tätigkeit dem Zentrum zunächst in Jerusalem fern blieb. Petrus leitete dort als Oberhaupt der Christenheit die Urkirche, als Saulus noch ihr grimmiger Verfolger war. Aber er zog so bald als möglich hinauf nach Jerusalem, nicht um von den Aposteln Unterricht zu empfangen, da er, von Christus selbst berufen und unterrichtet, ihnen diesbezüglich gleichstand, wohl aber „um den Akphas kennen zu lernen“. ¹⁾ Die nüchternste Exegese muß in diesem Worte den Vorrang des Petrus vor den übrigen Aposteln und die Huldigung, die Paulus dem Oberhaupt der Kirche darbrachte, ausgesprochen finden. Der Mittelpunkt geht nicht zur Peripherie, wohl aber sehnt sich sozusagen jeder Punkt der Kreislinie nach dem Zentrum, von dem er abhängt. Bischof Eberhard ²⁾ knüpft an diese Tatsache die treffende Ausführung: „Die Ausstrahlungen der Kirche suchen den Mittelpunkt auf. Paulus bedurfte nicht, von Petrus unterrichtet zu werden, da der Herr selbst ihn unterrichtet hatte; er war vom Herrn selbst zum Apostel gesetzt und sein apostolisches Amt kommt aus derselben göttlichen Quelle, wie das des Petrus: er kam zu ihm, um dem Einheitspunkte der Kirche zu huldigen. Damals war der heilige Paulus schon in den dritten Himmel entzückt gewesen und hatte wunderbare und unaussprechliche Dinge geschaut. Und wenn aber auch einer alle Weisheit hätte und im dritten Himmel gewesen wäre, so muß er dennoch, so lange er im sterblichen Leibe ist, der Einheit der Kirche und dem Mittelpunkt der Einheit anhangen und huldigen. Paulus kommt aus dem dritten Himmel, dem ersten Papst zu huldigen: ist es nun nicht recht biblisch, wenn unsere Bischöfe von allen Höhen herabsteigen, aus allen Fernen kommen, um dem heiligen Petrus in seinem rechtmäßigen Nachfolger ihre Huldigungen zu Füßen zu legen? Paulus kam aus dem dritten Himmel herab: was sollen wir von gewissen Menschen sagen? Paulus kam aus dem dritten Himmel, dem heiligen Petrus

¹⁾ ἵστορεῖσθαι Κηρύξων. Gal. 1, 18. — ²⁾ H. a. D. S. 58

zu huldigen, und sie kommen, was ihre Bildung betrifft, kaum aus der dritten Gymnasial- oder Realklasse! Vielleicht hätten sie aus dem dritten Stockwerke ihres Dünkels zu kommen, vom hohen Pferde ihrer Phrasen zu steigen.“

Wie wenig Paulus trotzdem auf seine eigene Meinung in der praktischen Ausführung von Grundsätzen verzichtete und damit die Tätigkeit Petri ergänzte, sagt er bald darauf in der Stelle des Galaterbriefes (2, 11—15), die seit den Tagen des heiligen Augustinus und Hieronymus so viele Schriftausleger herausgefordert hat, ihren Scharfsinn zu erproben oder auch den Mangel desselben zu bekunden. Die Demut des getadelten Apostelfürsten, der in schonender Rücksicht auf die Seinigen die gemeinschaftliche Ueberzeugung den Verhältnissen angepasst hatte, ist ebenso bewunderungswürdig, wie der Eifer, womit der tadelnde Völkerapostel einer falschen Auffassung der Lehre vorbeugen will.

Lange Jahre hatte seitdem Petrus sein Oberhirtenamt verwaltet. Schon vor jenem Streitfalle in Antiochien hatte er aller Wahrscheinlichkeit nach „den anderen (zweiten) Ort“ (Apg. 12, 17) aufgesucht, der als das Centrum des römischen Reiches auch der Mittelpunkt der Kirche werden sollte. Rom hatte das Evangelium durch Petrus erhalten. Die römische Christengemeinde zog die Aufmerksamkeit der Christen in der ganzen Welt auf sich. In Paulus wird das lebhafteste Verlangen rege, Rom und seine Christen kennen zu lernen. Wie die lange Reihe seiner Grüße im letzten Kapitel des Briefes an die Römer zeigt, hat er im Laufe der Jahre dort eine ganze Schar von besonders lieben Freunden gewonnen, weil sein Blick stets nach Rom gerichtet blieb.¹⁾ Auch die Blicke der von ihm gegründeten Kirchen hat er dahin gelenkt, weshalb er den römischen Christen schreiben kann: *Salutant vos omnes ecclesiae Christi* (Rom. 16, 15). Rom und seinen Christen, die Petrus als ihren Vater verehren, zuliebe macht er eine Ausnahme von seinem Grundsatz, „das Evangelium nur dort zu predigen, wo der Name Christus noch unbekannt ist, um nicht auf einem von andern gelegten Fundamente zu bauen“. (Röm. 15, 20. 21.) Und so kommt er auch nach Rom, um dort Petrus nicht mehr bloß kennen zu lernen, sondern um den geliebten petrinischen Christen im Mittelpunkt der

¹⁾ ἐπισπορίαν ἔχων τοῦ ἰδεῖν πρὸς ὑμᾶς ἀπὸ πολλῶν ἐτόν. (Rom. 15, 22. Vgl. 1, 10, 11.)

Weltkirche auch seinerseits die Heilsgnade zu vermitteln. Je näher seine Laufbahn dem Ende kommt, desto mehr nimmt die Sehnsucht nach Rom zu. Gerade in den aus Rom geschriebenen Briefen an die Ephesier und an die Kollosser hat er das erhabenste Bild der Kirche Christi gezeichnet. Im Leben nicht getrennt, sollten die beiden Fürsten des christlichen Erdkreises beim Sterben brüderlich in Rom vereint werden und in Rom gemeinschaftlich die Auferstehung am Ende der Tage erwarten. Der Apostel der Beschneidung sollte in Rom als Glaubenshort und oberster unfehlbarer Lehrer sein Werk ebenso beständig fortsetzen, wie der Apostel der Vorhaut von Rom aus sein Weltmissionswerk unter den Völkern fortsetzt und die kindlichen Blicke der neugetauften Christen nach Rom zu dem einen Hirten der ganzen Herde Christi und zu dem gemeinsamen Vater der Christenheit lenkt. So hat denn die Missionsarbeit der katholischen Kirche in konzentrischen Kreisen echt paulinisch von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weiter den Erdkreis für Christus erobert und ist zugleich echt petrinisch eins und einheitlich unverändert mit dem einen Mittelpunkt lebendig verbunden geblieben.

Für den katholischen Christen und an erster Stelle für den katholischen Priester ist der Blick auf die solcherweise vereinigten Apostelfürsten gerade in der trostlosen Gegenwart der Weltverwirrung und des systematischen Völkermordes eine unverseigliche Quelle himmlischen Trostes; freilich tönen ihm von den vereinigten Apostelfürsten auch ernste Mahnungen und Warnungen in den großen Gefahren der Zeit entgegen. Die himmelschreiende Not des Weltkrieges hat die Völker nach einem internationalen Schiedsgericht seufzen gelehrt, das solche unmenschliche Kriege verhüten könnte. Ohne einen obersten Schiedsrichter ist eine solche Friedensmacht undenkbar. Pläne und Vorschläge regnet es, um nach dem Kriege wenigstens vorzubeugen, daß die Völker sich in fortwährenden Rüstungen entfremden und den Erdkreis zu einer haßerfüllten Hölle verunstalten. Die weisesten unter den friedensbeflissenen Ratgebern tragen ihre Vorschläge mit vielen Bedenken und Zweifeln an der Möglichkeit der Durchführung vor. Zu der Zuversicht der Pazifisten im Haag erschwingen sich nur weltfremde Büchermenschen und sozialdemokratische Zukunftspbantasten. Der aus dem Evangelium lebende Katholik sieht aber nur einen zielführenden Weg. Seine Autorität hiefür ist Petrus mit seinem Felsenworte: „Hic est lapis

qui reprobatus est a vobis aedificantibus, qui factus est in caput anguli. Et non est in alio aliquo salus. Nec enim aliud nomen est sub coelo datum hominibus, in quo oporteat nos salvos fieri (Act. 4, 11. 12). Er sucht daher die Ursachen der furchtbaren Blutsündenflut ziemlich tiefer als die Politiker es tun, andererseits sucht er den schrecklichen Zusammenbruch der Weltkultur als nicht unerklärlich hinzustellen. Ihm erscheint der Weltkrieg als ein selbstverschuldetes Strafgericht für das mutwillige Verlassen des Heilsweges, den Petrus in dem obigen Worte ein für allemal gewiesen und den Paulus den Völkern kundgetan hat. Ihm erscheint es nicht als blinder Zufall, daß der Weltkrieg 1914 gerade 50 Jahre nach der Enzyklika und dem Irrtümerverzeichnis (Syllabus) Pius' IX. vom 8. Dezember 1864 ausbrach. In den vom Papste gebrandmarkten Irrtümern ist nämlich das Gift enthalten, das allmählich die Völkervergiftung unter dem Stillschweigen, wenn nicht gar unter dem Schutze und der Förderung aller kriegführenden Regierungen bis zur wahnsinnigen Völkertobsucht herbeigeführt hat. Zum klaren Nachweise dessen wäre ein eigener, nicht gerade sehr schwieriger Artikel nötig, der freilich weit über die Zeit Pius' IX. hinausgreifen und mehr als einen „Großen“ für den Weltkrieg verantwortlich machen müßte, der jetzt als nationaler Halbgott da und dort in ungeschichtlichen Lehrbüchern der Geschichte verherrlicht wird. Als von Christus bestellter Schiedsrichter für den Friedenshort hat der Papst damals seine warnende Stimme allen Völkern kundgetan. Welche Regierung hat sich um sein Wort gekümmert? Gab es nicht auch viele sogenannte führende, vom unkirchlichen Liberalismus angesteckte Katholiken, die damals in das Gezeter über den kulturfeindlichen Syllabus freischend einstimmten? Leo XIII. hat dann in seinen klassischen großen Rundschreiben abmahnend und positiv lehrend die petrinischen Warnungen Pius IX. ergänzt und erklärt, ohne daß er größeren Erfolg damit gehabt hätte als sein Vorgänger. Nicht selten bestand der Erfolg nur darin, daß dem „weisen“ Leo von gewisser Seite bewundernde Worte gewidmet wurden, die ihn in einen gewissen Gegensatz zu dem „unweisen“ Pius setzen sollten. Auch aus den Enzykliken Leos XIII. ließe sich eine Anklageschrift gegen die Verursacher des Weltkrieges herstellen. Der Heilige Geist schenkte den gleich irrenden Schafen dahinziehenden Völkern Pius X., der sich ihnen als Führer zur Erneuerung in Christus anbot. Sein Herz

brach, als der Weltkrieg ausbrach, aber es war schon vorher bis zum Brechen tief verwundet worden von einer Seite, die besonders streng verpflichtet war, sein väterliches Herz zu erfreuen. Unter den Äkten Plus' X. wird auch stets die Ansprache zu lesen sein, die er am 18. November 1912 an eine Priesterversammlung also richtete: „Es scheint unglaublich und es ist bitter, daß es Priester gibt, denen man solche Vorstellungen machen muß, aber wir sind nur zu sehr heutigen Tages in dieser harten unglücklichen Lage, den Priestern sagen zu müssen: Liebet den Papst! Und wie muß man den Papst lieben? Non verbo neque lingua sed opere et veritate! Wenn man eine Person liebt, dann sucht man sich ihren Gedanken anzupassen, ihren Willen zu erfüllen, ihre Wünsche zu verstehen und das geht so weit, daß die Liebe zu Gott unser Sein verwandelt, so daß wir in ihm aufgehen. Wer liebt, gehorcht: Si quis diligit me, sermonem meum servabit. Wenn man daher den Papst liebt, dann streitet man nicht über das, was er anordnet und fordert, oder darüber, wie weit der Gehorsam gehen muß. Wenn man den Papst liebt, dann sagt man nicht, daß er nicht klar genug gesprochen habe, gleichsam als ob er verpflichtet wäre, für das Ohr jedes einzelnen seinen Willen zu wiederholen; man zieht seine Anordnungen nicht in Zweifel, indem derjenige, der nicht gehorchen will, den billigen Vorwand macht, daß es nicht der Papst sei, der befehle, sondern diejenigen, die seine Umgebung bilden; man beschneidet nicht das Gebiet, auf dem er seine Autorität ausüben kann und muß; man zieht der Autorität des Papstes nicht die Autorität anderer auch noch so gelehrter Personen vor, die mit dem Papste nicht übereinstimmen und die, wenn sie auch gelehrt, doch nicht heilig sind, weil derjenige, der heilig ist, mit dem Papste nicht verschiedener Meinung sein kann. Das ist der Erguß eines Herzens, das durch die Haltung vieler Priester, die sich herausnehmen, über die Willensäußerungen des Papstes zu Gericht zu sitzen, von Schmerz erfüllt ist.“

Der Weltkrieg ist nur eine Folge der Entchristlichung der Völker; die Völker aber wurden in dem Maße entchristlicht, als der lebendige Mittelpunkt der Christenheit im Papsttum nach Möglichkeit ausgeschaltet und damit das Werk Christi außer Kraft gesetzt wurde. Die Völker und ihre Regierungen haben vergessen, was die Apostelfürsten Petrus und Paulus in der Welt bedeuten. Vom „christlichen Staate“ kann man daher nur mit wesentlichen Einschränkungen

oder gar nur von Christen in entchristlichten Staaten sprechen. Daher bleiben auch die Friedensbemühungen des Papstes Benedikt XV. der Hauptsache nach erfolglos. Die herrliche Antwort des Kaisers von Oesterreich auf die päpstliche Einladung zum Frieden, sowie die höchst dankenswerte Zustimmung der Regierung des deutschen Kaisers sowie ihrer Verbündeten konnten die Friedensbrücke nicht schlagen helfen, weil vom andern Ufer keine entgegenkommenden Schritte getan wurden. Nicht minder bedauerlich aber ist es, wenn von einflußreichen Katholiken in Deutschland selbst in dieser wichtigsten Frage der Gegenwart das katholische Verständnis für die Bedeutung des Papstes völlig fehlt. Der Verfasser der beachtenswerten, wenn auch keineswegs erschöpfenden Ausführungen über das „Sentire cum ecclesia“¹⁾ sieht daher mit Recht eine „Ungeheuerlichkeit“ in dem Sage eines angesehenen katholischen Hochschullehrers über die Friedensnote des Papstes: „Der Papst muß vermöge seiner Stellung international denken und empfinden, uns Deutschen obliegt es, deutsch zu empfinden.“ Jeder Katholik Deutschlands sollte dem erwähnten Verfasser für die zeitgemäße Zurechtweisung dieses „katholischen Historikers“ danken, die er in die Worte kleidet: „Der Papst hat die Note erlassen in der Hoffnung, daß wenigstens die Völker, die sich christlich nennen, bei ihrer Beantwortung nicht ausschließlich deutsch, englisch, französisch, italienisch oder russisch, sondern auch christlich empfinden würden. Von christlichen Grundsätzen sollen sie sich leiten lassen. Von einem katholischen Gelehrten hätte er dafür wahrlich Verständnis erwarten dürfen.“ Gewiß dürfte der Papst voraussetzen, daß ein gebildeter deutscher Katholik in katholischem Denken und Empfinden und in deutschem Empfinden keinen Gegensatz findet, nachdem die deutsche Nation in ihren ruhmreichsten Jahrhunderten die Liebe zur katholischen Kirche und zum Stellvertreter Christi mit der Treue zur deutschen Heimat zu verbinden wußte. Aber die Kenntnis des katholischen Katechismus ist leider nicht die starke Seite mancher Gelehrten. Daher haben sie zuweilen in befremdender Weise kaum eine Ahnung von der Bedeutung, die der Steuermann des Kirchenschiffes kraft seines Berufes, alle Völker in den Hafen des Heiles zu führen hat, besitzt. Daher aber auch die Entfremdung vieler Gebildeten von den weltbeglückenden christlichen Ideen des Völker-

¹⁾ Zeitgemäße Gedanken und Anregungen eines Laien. Von Franz Borgias. Dillingen 1917. S. 24.

friedens, wie sie der Völkerapostel Paulus in engster Berührung mit Petrus zum Ausdruck bringt. Das Thema seines wundervollen Römerbriefes, der die Geschichte der Offenbarung mit der Entwicklung des einzelnen zum Heile verbindet, lautet: Est autem evangelium virtus omni credenti Judaeo primum et Graeco (Rom. 1, 16). Danach wird der Jude durch Glauben und Taufe ein Bruder des getauften Heiden. Beide stehen nun als Christen auf einer Stufe. Die zeitliche Zugehörigkeit zu ihrem Volke, die sie von Geburt aus hatten, tritt hinter der Hauptsache der Zugehörigkeit zum ewigen Gottesreiche zurück. „Denn alle“, so redet Paulus die Christen an, „seid ihr Kinder Gottes durch den Glauben in Christus Jesus, denn die ihr immer in Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Nicht gibt es darin Jude noch Heide . . . denn ihr alle seid eins in Christus Jesus.“ (Gal. 23, 26 f.) Selbstverständlich fällt es dem Apostel nicht ein, die nationalen, sozialen oder gar die geschlechtlichen Unterschiede aus der Welt schaffen zu wollen, wohl aber hat er sie als trennende Schranken im Christentum für aufgehoben erklärt. Für diese Wahrheit hat er mit dem Aufgebot aller Kraft gekämpft. Jeden Versuch der Judenchristen, vorübergehende nationale Unterschiede noch als wesentlich zur Geltung zu bringen, hat er entschieden zurückgewiesen. So ist durch ihn, bzw. durch Christus, dessen Lehre er verkündigt, der unchristliche, heidnische und jüdische Nationalismus für immer aus der Kirche verbannt. Die natürlichen Unterschiede der Völker in Sprache und Sitten dürfen nie eine unübersteigbare Scheidewand zwischen christlichen Völkern bilden. Der heutige Rassenhaß ist daher ein Rückfall ins rohe Heidentum und ein Abfall vom Christentum, das Petrus und Paulus gepredigt haben. Daß da und dort aus dem katholischen Klerus dieser Nationalismus seine Vertreter findet, ist eines der traurigsten Zeichen der Zeit. Das herrliche Habsburgerreich hat keinen schlimmeren Feind als solche Verräter ihres katholischen Priesterberufes. Aus dem Weltkriege wird es für immer ein unsterbliches Ruhmesblatt des deutschen Episkopates bleiben, daß er fern jenem völkischen Fanatismus die Katholiken Deutschlands väterlich ernst nur an die Christenpflichten erinnert hat in der Ueberzeugung, daß damit auch dem Vaterlande der beste Dienst erwiesen wird.

Der apostolische Fürst der Wanderungen wirkt noch immer fort in den auswärtigen Missionen, die nichts anderes sind als die

Fortsetzung der Apostelgeschichte und der paulinischen Reisen. Der im letzten Jahrzehnt wunderbar erwachte Missionseifer unter den Katholiken kann aber nur weiterglühen, wenn die Seelsorger in ihren Gemeinden das Verständnis für die Pflicht der Glaubensverbreitung wecken und rege erhalten. So wird in dem Doppelblicke hin zum petrinischen Zentrum und hinaus zur paulinischen Peripherie des katholischen Erdkreises der katholische Priester selbst mit den Apostelfürsten in engster Lebensgemeinschaft verbunden.

Er erlebt betrachtend, was der Genius Raffaels in dem Petrus- und Paulus-Zyklus auf den berühmten zehn Teppichen der Sixtina als Heilsgedanken der Christenheit zur Darstellung gebracht hat. „Darin liegt das Geheimnis der ganzen Kirchengeschichte eingeschlossen. Das Schicksal der Gottesmacht und ihrer Mission, das hier in deutlichen Zeichen gebucht ist, wirft seinen Schatten weithin durch alle Jahrhunderte des Reiches Gottes auf Erden. Pauli Mission ist ebenso wunderbar und ebenso ohne jede subjektive Voraussetzung wie bei Petrus, aber nicht so feierlich und nachdrucksam gegeben; sie besteht nicht in der autoritativen Stellung des Petrus, sondern in der Verwaltung und Verkündigung des anvertrauten Offenbarungswortes.“¹⁾

Die Spendung der Sakramente im neuen Kirchenrecht.

Von Univ.-Professor P. Alb. Schmitt S. J., Innsbruck.

(Schluß.)

Die heilige Eucharistie.

Nachdem die Sakramente der Weihe und der Ehe ihrer besonderen Eigentümlichkeit entsprechend von kanonistischer Seite ihre Besprechung gefunden haben, bleibt für diese Artikelreihe, die mehr der Pastoraltheologie dienen will, nur noch die heilige Eucharistie (can. 801—869). Nach der Definition, die der erste Kanon gibt: „in der heiligen Eucharistie ist Christus der Herr selbst unter den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig, wird geopfert und genossen“, teilt sich der ganze Abschnitt in zwei Kapitel: vom heiligen Messopfer und von der heiligen Kommunion.

¹⁾ F. X. Kraus-Sauer, Geschichte der christlichen Kunst. II. 2. S. 456. Freiburg 1908.